



EDU BAYER / THE NEW YORK TIMES / LAIF

Alt-Right-Demonstranten in Charlottesville: Sie vereint nicht viel, außer dass sie alle Trump für ihren Präsidenten halten

Präsidenten, ist der Alt-Right-Statthalter im Weißen Haus. Bannon, so hatte es Milo Yiannopoulos, eine der schillernden Figuren von Alt-Right, berichtet, habe immer gesagt, Trump sei zwar nicht das perfekte, aber das einzige Vehikel, das der nationalen Bewegung zur Verfügung stehe: Man müsse auf ihn setzen.

Was denn „Alt-Right“ überhaupt sein solle, fragte Trump wütend die Journalisten am Dienstag, als sie ihn mit der Bewegung konfrontierten. Der Präsident benutzte damit exakt die gleiche rhetorische Figur der Ahnungslosigkeit, auf die auch die Alt-Right-Protagonisten zurückgreifen, wenn sie Farbe bekennen sollen. Alt-Right, das sind stets die anderen.

Tatsächlich ist der Begriff unscharf und trägt nur zur weiteren Verwirrung bei. Doch die Alt-Right-Welt verbindet die krude Überzeugung, dass die Eliten des Landes, darunter die führenden Medien gemeinsam mit den akademischen Institutionen und dem Silicon Valley, daran arbeiten, die amerikanische Gesellschaft in eine Diktatur des guten Geschmacks und der Minderheitenrechte umzubauen. In ein Land also, das seine Denkmäler abbaut, wie das des Südstaaten-Generals Robert

Lee in Charlottesville, weil sie nicht mehr in die Zeit passen. Weil sie an etwas erinnern, das zur dunklen Vergangenheit des Landes gehört.

Die Alt-Right-Aktivisten glauben, dass ihnen damit etwas genommen werde. Sie fühlen sich nicht nur von Einwanderern bedroht, sondern auch von einem politisch korrekten, linksliberalen Justemilieu. Dieser vermeintlich asymmetrische Kampf, in dem die Rechte von vornherein benachteiligt ist, dient ihnen als Rechtfertigung für ihre schrillen Auftritte und für die Gewalt.

Auch dies ist ein ur-rechter, aber auch ur-amerikanischer Topos: aus der Position des Underdogs das System zu attackieren, sich Uniformen überzustreifen, sich zu bewaffnen und das Land zurückzuerobern. Während sich die Gewalt von Alt-Right in den ersten Jahren vor allem auf Internet-Trolling beschränkte, sieht es nun so aus, als wären die Trolle dem Netz entstiegen. Da standen sie mitten in Charlottesville mit ihren hässlichen Fratzen und Flaggen von „Kekistan“, einem faschistischen Fantasieland. Sie nannten sich „Proud Boys“ oder „Southern Nationalists“.

Marty Wilson will mit den Rassisten von heute nichts zu tun haben. Andererseits fragt er sich schon, warum in Charlottesville das Reiterdenkmal eines Südstaaten-Generals, das bald hundert Jahre lang dort gestanden hat, nun auf einmal abgebaut werden müsse. Aber er sei eben nicht schwarz und könne sich da vielleicht nicht hineinversetzen.

Die Zeiten hätten sich geändert, das müssten die Rassisten begreifen, sagt er. „Afroamerikaner genießen heute komplette Freiheit und sind gleichgestellt. Sie können tun und lassen, was sie wollen.“ Marty sagt diese Sätze, als erwartete er für sie jeden Moment den Friedensnobelpreis.

Als er vor zehn Jahren Dorothy Counts zum ersten Mal seit dem Tag 1957 traf, umarmte er sie. Dabei musste er anfangen zu weinen.

Heute habe er sogar schwarze Freunde, sagt er.

Das, so wird es Dorothy Counts später an diesem Nachmittag sagen, sei der andere Satz neben „Seien Sie versichert, ich habe keine Vorurteile“, den sie von latenten Rassisten immer wieder zu hören bekommen.

Twitter: @oehmke